

Prolog

Immer wieder fühlt er ihren Puls, horcht an ihrer Brust, fasst sie an der Schulter und schüttelt sie. Wach auf! Bitte. Aber sie wacht nicht auf. Während der Ausbildung hatten sie ihm gesagt, dass er eines Tages jemanden töten und sich in diesem Augenblick selbst kennenlernen würde. Das stimmt. Er hat sich kennengelernt. Und er weiß jetzt, dass er für diesen Job nicht gemacht ist.

Er geht auf und ab wie ein wildes Tier in einem Käfig. Flucht, heult. Ein paarmal hat er daran gedacht wegzulaufen. Aber da ist dieser Kerl in dem weißen Karmann Ghia. Als er seinen Opel Kadett vor dem Haus abgestellt hatte, war der noch nicht da gewesen. Wieso glotzt der ununterbrochen zum Haus hin. Ist das ein Polizist?

Er schenkt Cognac in ein Wasserglas. Spürt, wie die Flüssigkeit die Kehle hinunterrinnt und eine brennende Spur hinterlässt. Einen Augenblick später kann er wieder klar denken. Und erinnert sich daran, was er laut Handbuch in so einem Fall tun muss. Die Gläser abwischen, Fingerabdrücke auf der Flasche und den Türgriffen beseitigen. Schuhe ausziehen, den Teppich mit den Händen glattstreichen, damit die Abdrücke nicht mehr zu sehen sind. Es dürfen keine Spuren zurückbleiben, die auf den Agenten oder die Organisation hinweisen, haben sie ihm immer wieder eingetrichtert. Er schaut sich um. Nichts deutet darauf hin, dass jemand hier war. Bis auf die Tote natürlich. Aber die kann jeder x-Belie-

bige umgebracht haben. Liebhaber, Nachbar, Verwandter.

Er betrachtet sich im Spiegel des Wohnzimmerschranks. Es erschreckt ihn, wie er aussieht. So hat er sich Dostojewskis Raskolnikow immer vorgestellt. Und wenn er Raskolnikow ist, dann ist die Tote Aljona Iwanowna, die Laus, deren Tod bedeutungslos ist. Ein wenig gefällt ihm der Gedanke. Er richtet sich auf, nimmt Haltung an. Er wird jetzt nicht durchdrehen. Er hat immer noch alles unter Kontrolle. Und dass hier eine Leiche liegt, ist nicht sein Fehler.

Der Auftrag lautete, den Informanten Joachim Hirsch gegen Mitternacht zu treffen. Hirsch ist nicht da gewesen, aber seine Alte. Sie hat ihm die Tür aufgemacht. Hat gesagt, ihr Mann kommt später, weil er den Abend bei seiner Liebschaft verbringt. Da hat er zum ersten Mal ein komisches Gefühl gehabt. Sie haben zu zweit im Fernsehen die Mondlandung verfolgt. Die Alte hat ihm zu essen angeboten. Gefüllte Fisch. So ein jüdisches Zeug, das grässlich geschmeckt hat. Später hat sie einen Joint angezündet. Sie haben beide geraucht, aber er hat nichts gemerkt. Sie hat gesagt, dass ihr Mann nicht wissen darf, dass sie Marihuana raucht. Dann hat sie gekichert und den Rauch zum Fenster rausgewedelt. Sie hat ihm Cognac angeboten. Er hat natürlich abgelehnt. Aber die Alte hat ganz schön gebechert. Nach vier Cognac, oder waren es fünf, hat sie eine Schallplatte aufgelegt. Marvin Gaye, *I Heard It Through The Grapevine*. Toller Song. Sie hat mit der Flasche in der Hand angefangen zu tanzen. Komm schon, tanz mit mir!, hat sie gesagt. Oder willst du mich hier alleine lassen? Hat deine Mutter dir nicht beigebracht, wie man sich einer Dame gegenüber verhält? Also hat er mit ihr getanzt. Sie hat ja gar nicht mal so übel ausgesehen für ihr Alter. Braunge-

brannt von der Höhensonne, straffe Haut. Und sie hat gut gerochen. Nach Marvin Gaye hat sie noch *You Can't Always Get What You Want* von den Stones aufgelegt. Sie hat sich zu dem Song wie eine Nutte bewegt. Als er gemerkt hat, dass sie ihn anmachen will, hat er gesagt, sie soll aufhören. Sie hat gelacht. »Was wirst du machen, wenn ich nicht aufhöre? Mich schlagen? Mich umbringen?« »Wahrscheinlich Letzteres«, hat er geantwortet, und sie hat wieder gelacht. Sie konnte ja nicht wissen, dass er ein paar Minuten später tatsächlich auf ihr hockten und ihr den Hals zudrücken würde, so lange, bis sie blau anläuft. Und er auch nicht.

Es war schockierend zu erleben, wie lange so was dauert. Seine Daumen hatten angefangen zu schmerzen. Mit den Oberarmen musste er ihre Hände abwehren, weil sie unablässig auf ihn einschlug. Dann hatte sich auch noch sein Asthma gemeldet. *Bitte stirb, stirb doch endlich*, hatte er geflüstert. Irgendwann hatte sie aufgehört, nach ihm zu schlagen. Ihre Arme waren zur Seite gefallen. Sie hatte ihn angeschaut, fragend, vorwurfsvoll. Bis ihr Blick leer war.

Er schaut auf die Uhr. Halb drei morgens. Wieso kommt der Kontaktmann nicht? Er kann doch nicht ewig hier sitzen und warten. Irgendwas muss schiefgelaufen sein. Der Kerl in dem weißen Karmann Ghia sieht immer noch zum Haus hin. Wenn der nicht bald abhaut, geht er raus und erschießt ihn.

Eins

20. bis 21. Juli 1969

Mehrfamilienhäuser und nördlich eine Villensiedlung. Kaum jemand auf der Straße. Die zwei Frauen, die aus dem 4er-Bus ausstiegen, flüchteten vor dem Regen in einen Hauseingang. Die Gegend lag ruhig. Nur aus dem Haus auf der anderen Straßenseite war immer wieder Babygeschrei zu hören. Seit dem Nachmittag regnete es, als wollte Petrus den Wannsee über Berlin ausleeren. Weil das Faltdach seines Karmann Ghia undicht war, saß Wolf Heller auf dem Beifahrersitz und fluchte still vor sich hin. Im letzten Herbst hatte ihm jemand das Vorgängermodell abgefackelt. Ein wunderschönes Exemplar in Blau mit weißen Ledersitzen. Zwei Monate hatte er warten müssen, bis die Versicherung endlich gezahlt hatte. Anschließend hatte er sofort wieder einen Karmann Ghia gekauft. Das gleiche Modell 14. Diesmal in Weiß mit roten Sitzen. Wieder mit Faltdach. Und wieder hatte irgend so ein Dreckskerl das Dach aufgeschlitzt. Bei dem alten war es wenigstens noch die rechte Seite gewesen. Jetzt war es die Fahrerseite. Wenn er den Kerl erwischen sollte, würde er ihm den Hals umdrehen.

Er sah auf die Uhr. 20:50. Um sechs hatte er die Schicht übernommen. Bis jetzt war nichts passiert, was für die Observation relevant war. Wieder so eine sinnlose Aktion. Als ob sie nichts Besseres zu tun hatten, als im Wagen zu sitzen und sich die Nacht um die Ohren zu schlagen. Nur zwei Einträge.

18:05 Uhr. Übernahme des Postens von KOK Nowak.

19:47 Uhr. Bewohnerin aus dem zweiten Stock verlässt das Haus.

Seitdem waren die Fenster in der Villa Reichsstraße 13 dunkel. Ein protziger Bau aus der Zeit der Jahrhundertwende. Über dem Eingang wachten zwei halbnackte Figuren, die Schild und Speer in den Händen hielten. Die Fenster in der Beletage reichten bis zum Fußboden, der Mittelteil wölbte sich wie ein Bauch nach außen. Dort wohnte Joachim Hirsch, Präsident des Amtsgerichts Tiergarten, mit seiner Ehefrau Rebecca, Malerin. Keine Kinder.

Vor einer Woche hatten Linksradikale in einem Flugblatt einen Bombenanschlag auf Hirsch angekündigt, weil der im September vergangenen Jahres den Studenten Karl-Heinz Pawla zu zehn Monaten ohne Bewährung verurteilt hatte. Pawlas Vergehen hatte darin bestanden, im Kriminalgericht Moabit auf den Richtertisch geschissen zu haben. In der Akte stand: *Der Angeklagte gibt die Tat zu und lässt sich wie folgt ein: Er habe die Scheiße konkret machen wollen. Deshalb habe er Abführtabletten eingenommen, deren Wirkung er vorher ausprobiert habe. Er ärgere sich nur, dass er das komische Baret auf dem Richtertisch nicht erwischt habe.* Auf dem Flugblatt war Pawla abgebildet, wie er mit heruntergelassener Hose auf einem Tisch hockte. Daneben ein Foto von Hirsch. Darunter stand *Manchmal fliegt einem Richter die Scheiße doch noch um die Ohren und Den Hirsch muss man erlegen, sagt der Jägermann.* Unterschrieben war das Ding von *Umherschweifende Haschrebellen, schwarze Ratten.* Heller hatte keine Ahnung, wer dahintersteckte.

Als das Flugblatt aufgetaucht war, hatte Innensenator Kurt Kutte Neubauer die Leiter von Verfassungsschutz, Staatsschutz und der Kripo in sein Büro zitiert

und gesagt, dass ein Attentat unter allen Umständen verhindert werden müsse. Nicht nur, weil Hirsch zur Berliner Gesellschaft gehörte, sondern auch, weil er Jude und Kantor in der Synagoge in der Joachimstaler Straße war. Und weil fünfundzwanzig Jahre nach Auschwitz keine Juden mehr umgebracht werden sollten. Das hatte Neubauer nicht genau so gesagt, aber gemeint. Wieso allerdings die Mordermittler hier zuständig sein sollten, hatte bisher niemand Heller erklären können. Angeblich wegen Personalmangel. Der Staatsschutz observiert tagsüber, die Keithstraße nachts, hieß es lapidar. Na klar, wie sollte es auch anders sein. Sie waren mal wieder die Deppen.

Ausgerechnet dann, wenn Neil Armstrong als erster Mensch den Mond betreten sollte. Der Mann war zusammen mit Edwin Aldrin und Michael Collins 384.000 Kilometer weit zum Mond geflogen. In ein paar Stunden würde es so weit sein. Seit dem Mittag übertrugen sie im SFB das Spektakel. Wenn Heller das Gequatsche im SFB nicht mehr ertrug, schaltete er um zum RIAS. Da liefen ausschließlich Songs, die was mit dem Mond zu tun hatten. *Space Oddity* von David Bowie, *Moon River* von Audrey Hepburn, *Fly Me To The Moon* von Frank Sinatra, *Under The Moon Of Love* von Curtis Lee. Auch nicht besser. Im Rückspiegel sah Heller, wie ein weißer Porsche angerauscht kam und mit mindestens 90 Stundenkilometern an ihm vorbei stadtauswärts raste. Unter anderen Umständen wäre er dem Idioten hinterhergefahren und hätte ihn aus dem Verkehr gezogen.

21:15 Uhr. Keine besonderen Vorkommnisse. Regnet immer noch.

Bei der Einsatzbesprechung vor einer Woche hatte sein neuer Chef Friedrich Hartmann gesagt, dass sie im

Rathaus Schöneberg extrem nervös seien. Die Bombendrohung hatte nämlich einen Vorlauf. Vor zwei Jahren waren am 22. Mai 1967 bei einem Brand im Brüsseler Kaufhaus *À l'innovation* 322 Menschen ums Leben gekommen. Danach hatten irgendwelche Idioten schon einmal Flugblätter verteilt. *Ein Kaufhaus mit brennenden Menschen vermittelte zum ersten Mal in einer europäischen Großstadt jenes knisternde Vietnamgefühl (dabei zu sein und mitzubrennen), das wir in Berlin bislang noch missen müssen ... Wenn es irgendwo brennt in der nächsten Zeit, wenn irgendwo eine Kaserne in die Luft geht, wenn irgendwo in einem Stadion die Tribüne einstürzt, seid bitte nicht überrascht.* Dann hatten Andreas Baader und Gudrun Ensslin am 2. April 1968 zwei Kaufhäuser in Frankfurt am Main in Brand gesteckt.

Den Kaffee in der Thermoskanne hatte er schon um halb acht ausgetrunken. Heller spürte, wie ihn eine bleierne Müdigkeit überkam. Die letzten Nächte, seit Paula aus dem Krankenhaus raus war, hatte er kaum geschlafen. Und wenn, war es ein Schlaf gewesen, der sich wie Ertrinken anfühlte. Er hätte aus seinem Wagen aussteigen und sich die Beine vertreten können. Aber der Leiter der Mordinspektion hatte die observierenden Kollegen in seiner grenzenlosen Weisheit dazu verdonnert, das Fahrzeug nicht zu verlassen. Wenn man pinkeln musste, sollte man in eine Flasche pinkeln. Wenn die Flasche voll war, sollte sie neben dem Wagen ausgeleert werden. Heller konnte aber nicht in die Thermoskanne pinkeln, weil er sie brauchte, um das verdammte Wasser aufzufangen, das durch das verdammte Faltdach tropfte. Was bei einem großen Geschäft zu tun war, hatte Manteufel nicht gesagt. Auch nicht, was man tun sollte, wenn irgendwo ein Baby schrie. Ununterbrochen.

Heller sah zu dem Haus hin, aus dem das Geschrei he-

rübergeweht wurde. Er hatte die entsprechende Wohnung schon vor einer Stunde lokalisiert. Haus Nummer 93 auf der anderen Straßenseite. Vierter Stock. Wieso kümmert sich niemand um das Kleine, fragte er sich schon die ganze Zeit. Er konnte vieles ertragen. Männer, denen man den Kopf zu Brei geschlagen hatte, Frauen in Einzelteilen, Leichen in allen erdenklichen Zuständen und Stadien der Verwesung. Das alles steckte er weg. Aber kein Kindergeschrei. Er stellte sich vor, wie jemand das Kind quälte. Hinter einem Fenster, das dunkel war, wehte sachte eine Gardine. Nicht mehr lange und er steigt aus, geht in das Haus und tritt jemandem in den Hintern. Er wird die Mutter oder den Vater oder wen auch immer fragen, warum sie sich nicht um das Baby kümmern. Er wird ihnen mit dem Jugendamt drohen. Ganz einfach. Und trotzdem wird er es nicht machen. Denn wenn er jetzt aussteigt, jagen die Linken in der Zeit, in der er nicht in seinem Wagen sitzt, das Haus Nummer 13 in die Luft, und dann macht Manteufel ihm die Hölle heiß.

21:39 Uhr. Mann mit Handwagen steckt Werbung in die Briefkästen.

Die Landefähre *Eagle* hatte auf der Mondoberfläche aufgesetzt. Der Moderator sagte, dass vierundzwanzig Jahre zuvor die erste Atombombe in der Wüste von Alamogordo in New Mexico gezündet worden sei. Und dass es jetzt nicht um die Zerstörung der Erde ginge, sondern um die Entdeckung einer Zukunft. *We came in peace for all mankind. Wir kamen in Frieden für die ganze Menschheit*, stand angeblich auf der Plakette, die an der Trittleiter der Mondlandefähre von Apollo 11 angebracht war.

Am vergangenen Mittwoch hatte Heller mit den Kindern den Start der Saturn-V-Rakete im Fernsehen verfolgt. Jochen hatte sofort beschlossen, Astronaut zu

werden. Astrid wollte wissen, wie eine Rakete bis zum Mond fliegen kann. Heller wusste es natürlich nicht. Wie sollte er auch. Er war Oberkommissar beim Kriminalreferat M in der Keithstraße, Abteilung MI, Mordinspektion, zuständig für Mord, Totschlag und erpresserischen Menschenraub. Da musste man so was nicht wissen. Aber er hatte versprochen, die Mondlandung gemeinsam mit ihnen anzuschauen. Und daraus wurde jetzt nichts.

22:17 Uhr. Taxi hält vor dem Haus Nummer 13. Rebecca Hirsch steigt aus. Alleine. Geht sofort ins Haus. Licht im Wohnzimmer in der Beletage. Von Ehemann keine Spur.

Das graue Flimmern des Fernsehschirms spiegelte sich im Fenster. Offensichtlich interessierte die Hirsch sich für Raumfahrt. Aber es passierte nichts. Aus irgendeinem Grund durfte Armstrong die Mondlandefähre nicht verlassen. Oder er wollte nicht. Heller wusste es nicht, und der Moderator auch nicht.

23:32 Uhr. VW-Bus nähert sich auf der Reichsstraße aus westlicher Richtung. Bunt angemalt. Könnte den Linken gehören.

Ein Dutzend Hippies saßen dicht gedrängt darin und sangen lauthals *All You Need Is Love*. Die Männer hatten lange Haare. Das Baby schrie immer noch.

Und jetzt reichte es Heller. *Wir observieren das Haus seit einer Woche. Noch nie ist etwas passiert. Also wird auch heute nichts passieren.*

Er stieg aus und ging zu dem Haus Nummer 93. Am Klingelschild standen sechzehn Namen. Er drückte alle Knöpfe auf einmal. So lange, bis ein Summen die Haustür öffnete. Das Baby war bis ins Treppenhaus zu hören. Er stürmte die Treppe hoch in den vierten Stock. Kein Name neben der Klingel. Er drückte ein paarmal auf den Knopf. Nichts. Er schlug mit der Faust gegen die

Wohnungstür. Niemand öffnete. Als er Anlauf nahm, um die Tür einzutreten, öffnete eine Frau. Sie trug einen Morgenmantel, darunter ein Nachthemd. Kippe im Mund. In der rechten Hand eine Babyflasche, darin eine hellgrüne durchsichtige Flüssigkeit, wahrscheinlich Tee. Im linken Arm hielt sie ein Baby. Es schrie zum Gotterbarmen.

»Was ist?«, fragte die Frau sichtlich genervt.

Sie hatte Ringe unter den Augen, die Haare waren zerzaust. Sie sah aus, als habe sie literweise Blut gespendet.

»Heller, Kriminalpolizei«, sagte er.

Er war so überrascht, dass ihm nichts Besseres einfiel.

»Ja, und?«

»Ich hab das Geschrei gehört, und da hab ich gedacht ...«

»Billy zahnt. Ich trag ihn seit drei Stunden durch die Wohnung. Wollen Sie ihn mal nehmen?« Sie hielt ihm ihr Baby hin.

Nein, Heller wollte Billy nicht nehmen. Und jetzt kam er sich dumm vor, weil er so einen Aufstand gemacht hatte.

»Wollen Sie mich verhaften?«

»Nein. Ich dachte nur, dass vielleicht was nicht in Ordnung ist.«

»Sieht es so aus, als ob alles in Ordnung ist?«

»Entschuldigen Sie.«

»Schon gut. Und jetzt würde ich gerne Billys Windeln wechseln, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Sie hob ein Lächeln auf die Lippen. Die Tür fiel ins Schloss. Es dröhnte im ganzen Treppenhaus. Aus den unteren Stockwerken wurde *Ruhe* gebrüllt.

Als Heller über die Straße zurück zu seinem Wagen ging, traf es ihn wie ein Schlag in die Magengrube. Ein

grauer Opel Kadett parkte jetzt vor der Hausnummer 13. Direkt hinter Hellers Karmann. Der Wagen war leer. Wo war der Fahrer, verdammt noch mal. Heller fluchte leise vor sich hin. Es war genau das passiert, was nicht passieren durfte. Er schwang sich in den Karmann. Blätterte hektisch im Protokoll, das seine Kollegen in den vergangenen Nächten angefertigt hatten. Opel Kadett, zugelassen auf einen Armin Jonas, wohnhaft in Berlin, Wilhelmsruher Damm 124. Nicht vorbestraft, nicht auf der Liste der radikalen Linken verzeichnet.

Eine Woche zuvor hatte der Wagen schon einmal vor dem Haus gestanden. Ein junger Mann war mit einem Strauß Blumen in der Hand ausgestiegen, hatte bei der Nummer 13 geklingelt. Rebecca und Joachim Hirsch waren beide an dem Abend zu Hause gewesen. Rebecca Hirsch hatte die Tür geöffnet und den jungen Mann hereingelassen.

Heller schaute zu dem Haus hin. Hinter den Fenstern in der Beletage war niemand zu sehen. Weder Rebecca Hirsch noch dieser Armin Jonas. Was jetzt? Drei Möglichkeiten fielen ihm ein. Erstens: Er bleibt im Wagen sitzen und hofft, dass Jonas ein Verwandter oder ein Freund der Familie ist. Zweitens: Er steigt aus, klingelt an der Haustür und fragt die Hirsch, ob jemand zu Besuch gekommen ist. Aber wenn sie einigermaßen schlau ist, wird sie wissen wollen, warum er das fragt. Wieso er den Besucher nicht bemerkt hat. Wo er gewesen ist, als der Wagen angehalten hat. Dritte Möglichkeit: Armin Jonas ist ihr Liebhaber. Dann wird es richtig unangenehm. Sie wird sich darüber beschweren, dass ihre Privatsphäre missachtet wird, dass die Polizei sie und ihren Mann nicht bewacht, sondern bespitzelt, weil sie Juden sind.

Heller spürte, wie ihm der kalte Schweiß ausbrach.

Er nahm seine Walther P1, prüfte das Magazin. Acht Schuss. Steckte die halbautomatische Pistole zurück in das Holster, warf die Zigarette aus dem Fenster, straffte die Schultern. Als er aussteigen wollte, sah er, wie Rebecca Hirsch ein Fenster öffnete und mit den Händen Zigarettenrauch hinauswedelte. Dabei kicherte sie wie ein Teenager. Sie sprach mit jemandem, den er nicht sehen konnte. Wahrscheinlich Armin Jonas. Dann schloss sie das Fenster wieder, zog die Gardinen zu. Heller atmete durch. Es schien alles in Ordnung zu sein. Er notierte:

23:49 Uhr. Rebecca Hirsch öffnet Fenster. Wedelt Rauch raus. Sie spricht mit dem Fahrer des Kadett, mutmaßlich Armin Jonas.

Er hatte noch mal Glück gehabt. Von jetzt an würde er seinen Posten nicht mehr verlassen, selbst wenn die Apollo 11 neben ihm landen sollte.

01:06 Uhr. Rebecca Hirsch und die zweite Person immer noch im Wohnzimmer. Laute Musik. Hört sich wie eine Party an.

02:15 Uhr. Keine Musik mehr. Im Schlafzimmer geht Licht an und wieder aus. Wenn Hirsch nach Hause kommt, wird er staunen.

03:35 Uhr. Keine besonderen Vorkommnisse in der Wohnung Hirsch.

Was auch immer da drin passierte, es würde eine ruhige Nacht werden.

Doch dann bemerkte Heller einen roten Citroën 2CV, der sich von Westen her in Schlangenlinien näherte. Laute Musik war zu hören. *Sympathy For The Devil*. Jetzt hielt der 2CV auch noch direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite. Auf den Türen an der Fahrerseite prangten zwei Aufkleber. Ein gelbes Smiley-Gesicht und ein buntes Peace-Zeichen. Zwei Personen unterhielten

sich in der Ente. Heller konnte nicht genau erkennen, um wen es sich handelte. Mit Sicherheit war es nicht der Richter. Der fuhr einen Opel Rekord.

Im Radio war die krächzende Stimme von Neil Armstrong zu hören: That's one small step for man, one giant leap for mankind. Heller wunderte sich. Er hatte Englisch in der Schule gelernt. Fehlte da nicht der Artikel, oder wie man das nannte? Musste es nicht one small step for a man heißen? Heller drehte das Radio leise, rutschte auf dem Sitz ein Stück nach unten. Beobachtete, wie die beiden in dem Auto gegenüber sich küssten. Dann erkannte er die Frau. Sie hieß Louise Mackenzie. Eine Amerikanerin. Seit Dezember letzten Jahres hatte er sie nicht mehr gesehen. Damals hatte sie behauptet, er würde die Kommunisten bei einem Bombenanschlag auf das Polizeipräsidium unterstützen. Der Staatsschutz hatte zuerst ihn und anschließend sie verhört. Diese Behauptung war natürlich vollkommener Blödsinn, aus der Luft gegriffen gewesen. Was sie dazu bewogen hatte, ihn zu verleumden, hatte er bis zum heutigen Tag nicht begriffen. Auf jeden Fall war Louise anschließend der US-Mission in West-Berlin übergeben worden. Die hatten ihr ganz undiplomatisch klargemacht, dass sie solchen Unsinn unterlassen solle. Angeblich war sie zurück nach Amerika gegangen. Was wollte Louise hier? Hatte sie etwas mit dem geplanten Anschlag auf Hirsch zu tun?

Louise wunderte sich. Zwei Wagen standen vor dem Haus ihres Onkels. Ein grauer Kleinwagen, Opel oder Ford oder so was in der Art. Louise kannte sich mit deutschen Autos nicht so gut aus. Sie fand ohnehin, dass die ulkig aussahen. Vor allem diese VW-Käfer, mit denen die Bullen herumfuhren. Wie wollten die damit Verbrecher beeindrucken? Das zweite Auto kannte sie. Es war ein

Karmann Ghia. So einen besaß Wolf Heller. Sie war letztes Jahr ein paarmal bei ihm mitgefahren. Sie hatte sogar mit ihm geschlafen. Damals hatte sie gedacht, es könnte mit ihm was werden. Aber er hatte was mit der Frau laufen, bei der er zur Untermiete wohnte und war verrückt nach ihren beiden Kindern. Sie traute ihren Augen nicht: Er saß tatsächlich in dem Karmann. Wahrscheinlich sollte er ihre Rebecca und Joachim bewachen, wie schon die anderen Bullen in den Tagen zuvor.

Sie war mit Fritz und ein paar anderen in Spandau baden gewesen. Als die anderen in den VW-Bus eingestiegen waren, hatte Fritz sich von Marion den Schlüssel für die Ente geliehen und Louise gefragt, ob sie mit zu ihm in die Kommune 1 kommen wolle. Sie war einverstanden gewesen, weil sie dachte, sie würden vögeln. Aber dann hatte Fritz die ganze Zeit über die Revolution geredet und das Ende der Kleinfamilie. Irgendwann war es ihr zu blöd geworden, und sie waren losgefahren. Dass er jetzt doch noch mit ihr vögeln wollte, überraschte sie. Aber warum nicht. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war irgendwie aufregend. Fritz rutschte auf den Beifahrersitz, und Louise kletterte auf ihn drauf. Aber sie war nicht so richtig bei der Sache. Immer wieder sah sie zum Haus hin. Was war das mit den Bullen? Ging es um die Drohung in dem blöden Flugblatt?

»Du musst aufpassen. Ich hab die Pille vergessen«, sagte sie, als sie spürte, dass es bei Fritz bald so weit war. Er riss die Augen auf, hielt sofort inne.

»Was? Warum hast du das nicht gesagt?«

»Du hast nicht danach gefragt.«

»Weil ich gedacht hab' ...«

»Weil du gedacht hast, dass wir Frauen uns darum kümmern, weil wir ja zur Abtreibung nach Holland fahren können.«

»Nein, ich hätte einen Pariser benutzt.«

»Du hast doch nicht mal einen dabei, oder?«

Natürlich hatte er keinen dabei. Er wäre der Erste, der sich darum kümmerte. Fritz rutschte wieder auf den Fahrersitz. Er war vermutlich sauer, weil er es sich jetzt selbst machen musste. Louise kümmerte das nicht. Sie zog den Minirock runter, steckte den Slip in die hintere Rocktasche.

»Vergiss nicht, die Ente zu Marion zu bringen. Die braucht die morgen. Bye bye.«

Sie stieg aus und winkte, ohne sich umzudrehen, der wegfahrenden Ente mit dem Selbstbewusstsein einer Professorentochter hinterher. Ein Tankwagen donnerte vorbei. Der Fahrer hupte. Sie winkte auch ihm zu, allerdings mit dem rechten Mittelfinger, während sie die Straße überquerte.

Mit einem Mal befiel sie eine seltsame Unruhe. So als würde sich ein Gewitter ankündigen. Sie wusste nicht, woher das Gefühl kam. Sie schloss die Haustür auf, stieg die Stufen in die Beletage hinauf, öffnete die Wohnungstür. Und dann entdeckte sie den Grund ihrer Unruhe. Ein Mann stand im Wohnzimmer. Er schien nicht viel älter als sie selbst zu sein. Neben ihm lag Rebecca auf dem Fußboden. Die Augen gen Decke gerichtet. Ihr Kleid war hochgerutscht.

»Wer sind Sie, was machen Sie hier?«, fragte Louise den Mann entsetzt.

Der Mann schaute sie verwundert an.

»Sind Sie der Kontaktmann?«, fragte er.

»Was? Was für ein Kontaktmann?«

»Der mich reinholen soll, verdammt noch mal«, schrie er.

»Wo rein?« Louise sah von dem Mann zu Rebecca hin. Und jetzt verstand sie, dass Rebecca tot und er of-

fensichtlich derjenige war, der ihre Tante ermordet hatte.

Im selben Augenblick stürzte der Mann auf sie zu. Louise schrie auf, als er sie packte. Sie stieß ihn von sich, rannte zum Arbeitszimmer ihres Onkels. Die Tür war verschlossen. Zum Glück steckte der Schlüssel. Zweimal herumdrehen und abziehen. Der Mann packte sie an der Schulter. Sie stieß den linken Ellbogen nach hinten, traf ihn im Gesicht. Sie hörte ein leises Knacken und dann einen Schrei. Der Mann ließ von ihr ab. Sie huschte ins Arbeitszimmer, warf die Tür zu, stemmte sich von innen dagegen und fummelte den Schlüssel ins Schlüsselloch. Die Tür erbebte und dröhnte unter den Schlägen des Mannes. Dann endlich schaffte sie es abzuschließen. Was sollte sie jetzt tun? Sollte sie die Bullen anrufen? Aber Heller stand bereits vor dem Haus. Warum kam er nicht herein und half ihr?

Als die Schläge aufhörten, erinnerte sie sich, dass ihr Onkel irgendwo im Schreibtisch eine Waffe versteckt hatte. In der mittleren Schublade unter dem Tallit. Sie fand die Pistole, prüfte mit den professionellen Handgriffen einer Frau, die nicht zum ersten Mal eine Waffe hielt, ob sie geladen war. Leise ging sie zur Tür. Lauschte. Die Wohnungstür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Hieß das, dass der Mann abgehauen war? Sie wartete noch einen Augenblick. Dann schloss sie die Bürotür auf, ging in Richtung Flur. Vor der Wohnungstür lagen Scherben. Und der Mann hatte sich wieder über ihre Tante gebeugt. Sie spannte den Hahn der Pistole.

»Hände hoch!«, schrie sie.

Der Mann drehte sich um. Aber es war nicht der von vor ein paar Minuten. Es war Wolf Heller. Als sie ihn erkannte, war es zu spät. Sie hatte bereits abgedrückt. Die Kugel schlug nur Zentimeter an Hellers linkem

Ohr vorbei mit einem dumpfen Krachen in die Wand ein.

»Spinnst du?«, brüllte Heller sie an. »Nimm die Waffe runter.«

Louise erschrak, stotterte etwas, das wie *Sorry* klang. Heller blickte von der Waffe in Louises Hand auf die Tote.

»Hast du sie erschossen?«, fragte er.

»Nein. Bist du verrückt? Das war der andere.«

Er stürmte nach draußen. Sie lief ihm hinterher. Von dem Kadett fehlte jede Spur.

Eine Stunde später hatte sich die Truppe am Tatort versammelt. Mercier, Koch und der schöne Danner, dazu Beamte in Uniform. Sogar der Leiter der MI, Hartmann, gab sich die Ehre. In dem alten braunen Anzug und dem borstigen, kurzen Haar sah er wie ein blonder Igel aus. Die Polizisten standen sich gegenseitig auf den Füßen, erzählten von der Mondlandung und verwischten Spuren. Oskar Schubert von der Spurensicherung bekam einen Tobsuchtsanfall. Wie sollte er seine Arbeit machen, wenn die Kollegen wie die Elefanten am Tatort den Boden platt trampelten? Als er Hartmann ankeifte, erhielt er einen Einlauf.

»Ich weiß nicht, was für Spuren du hier sammeln willst. Das ist die Ehefrau von Joachim Hirsch. Der Mann ist Amtsgerichtspräsident und Kantor der Synagoge in der Joachimstaler Straße. Die Frau ist erwürgt worden. Der Kerl, der die halbe Nacht hier war, heißt Armin Jonas, ist ein Student der Mathematik. Er ist in Hamburg gemeldet und wohnt am Wilhelmsruher Damm 124. Der Kollege Heller hat beobachtet, dass kurz vor Mitternacht ein Kadett vor dem Haus angehalten hat. Um vier Uhr irgendwas ist Jonas in einem Opel

Kadett mit dem amtlichen Kennzeichen B-XU 354 vom Tatort weggefahren, wie Heller ebenfalls notiert hat.«

Heller stand in der Tür zum Wohnzimmer, die Hände in den Manteltaschen vergraben und schwieg. Zum Glück hatte Hartmann übersehen, dass er in seinem Protokoll nichts davon erwähnt hatte, wie Armin Jonas in Hirschs Haus gekommen war. Siebzehn Minuten fehlten. Siebzehn Minuten, in denen Jonas den Wagen geparkt und das Haus betreten hatte. Ein Schluchzen weckte Hellers Aufmerksamkeit.

Der schöne Danner hatte sich mit Louise in die Küche zurückgezogen und spielte den einfühlsamen Polizisten, der von dem fürchterlichen Geschehen ebenso betroffen war wie die Zeugin. Heller blieb im Flur stehen und schaute zu.

»Als Sie hereingekommen sind, haben Sie den Mann sofort gesehen?«, fragte Danner.

Louise nickte.

»Er hat im Wohnzimmer gestanden.«

»Kennen Sie ihn?«

Louise schüttelte den Kopf.

»Können Sie ihn beschreiben?«

Sie zog die Nase hoch, blickte sich um, fand aber kein Taschentuch. Danner gab ihr eines aus seiner Jacke. An einer Ecke war *JD* aufgestickt. Jackie Danner. Eigentlich hieß er Gernot. Aber das klingt nicht so gut, hatte er Heller erzählt. Louise schnäuzte sich und wollte das Taschentuch zurückgeben. Danner zögerte kurz, er schien verwirrt, fasste es dann mit spitzen Fingern an und steckte es ein.

»Was haben Sie eben gefragt?«

»Ob Sie den Mann beschreiben können.«

»Groß, dunkle Haare, schmal.«

»Lang oder kurz?«

»Bitte?«

»Die Haare.«

»Kurz. Mit Seitenscheitel. Links. Also von Ihnen aus rechts.«

»Hat er etwas gesagt?«

»Nein.«

»Was haben Sie dann gemacht?«

»Ich bin ins Arbeitszimmer von meinem Onkel gelaufen und hab' da die Pistole geholt.«

»Ihr Onkel hat eine Pistole?«

»Offensichtlich, oder? Sonst hätte ich sie ja nicht holen können.«

Selbst unter Schock schien sie nichts von ihrem Selbstbewusstsein eingeübt zu haben. Heller schmunzelte. Man konnte ohnehin nicht sagen, dass Louise unter übermäßigem Respekt vor Amtspersonen litt. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie Amerikanerin war und jeder Form von staatlicher Autorität gegenüber skeptisch. Wir haben Waffen, um das Land gegen die Regierung zu verteidigen, hatte sie ihm erklärt. Was natürlich Blödsinn war, weil die Regierung Panzer und Flugzeuge und Millionen Männer in Uniform hatte. Wie wollten sie dagegen ankommen?

»War der Kollege Heller im Wohnzimmer, als Sie zurückgekommen sind?«

»Ich hab nur beobachtet, dass sich jemand über meine Tante gebeugt hat.«

»Und dann haben Sie geschossen?«

»Ich wollte nicht schießen. Das Ding ist plötzlich losgegangen.«

Danner notierte Louises Aussage fleißig in sein kleines Notizheft. Dabei lächelte er Louise immer wieder an. Es war schwer zu sagen, ob er sie beruhigen wollte oder ob er mit ihr flirtete. Immerhin war Louise eine

hübsche junge Frau, auch wenn sie jetzt scheußlich aussah mit den verheulten Augen.

»Seit wann wohnst du hier?«, fragte Heller unvermittelt. Louise und Danner bemerkten ihn erst jetzt.

Louise wandte sich ihm zu. »Seit drei Monaten. Rebecca ist meine Tante. Die Schwester meiner Mutter.«

»Wer war das in der Ente?«

Danner räusperte sich. »Willst du sie vernehmen?«

Er war merklich sauer, weil Heller Louises Aufmerksamkeit abzog. Heller hob abwehrend die Hände. In seinem Rücken waren laute Stimmen zu hören. Er drehte sich herum.

Joachim Hirsch war nach Hause gekommen. Als er sah, wie seine Frau in einen Transportsarg gelegt wurde, fiel er auf die Knie. Die Arme in den Himmel gerichtet, ein leises Klagelied auf den Lippen, schwang er mit dem Oberkörper vor und zurück. Die Polizisten standen um ihn herum. Niemand wusste, was er tun sollte. Eine Frau hätten sie getröstet. Ihr den Arm um die Schultern gelegt, sie vielleicht in die Arme genommen. Aber einen Mann? Heller wandte sich ab. Er dachte daran, dass er es hätte verhindern können. Nein, nicht können. Müssen.

Um sechs Uhr morgens war die Stadt erwacht und die Residenzstraße wegen Bauarbeiten verstopft. In den vergangenen Jahren hatte der Verkehr zugenommen, und aus den Seitenstraßen quollen Busse, Lastwagen, Motorräder und Autos. Nicht mehr nur Kleinwagen, sondern Opel, Ford, auch BMW mit ihren vor Stolz platzenden Besitzern darin. Weil es mit der Wirtschaft bergauf ging, konnten die Leute sich was leisten. Das Wichtigste neben dem Fernseher war ein Auto.

Die Fahndung nach dem Opel Kadett lief auf Hoch-

touren. Heller hatte das Haus in der Reichsstraße so schnell es ging verlassen und war noch zu der Adresse gefahren, wo Armin Jonas gemeldet war. Auf sein Klingeln hin hatte aber niemand geöffnet. Auch der Opel Kadett war nirgends zu finden. Es war ohnehin unwahrscheinlich, dass Armin Jonas einfach nach Hause kutschieren und sich ins Bett legen würde.

Auf dem Weg in seine Wohnung fuhr Heller hinter einem Kohlenlaster her. Zwei Männer hockten auf der offenen Ladefläche. Die Gesichter vom Kohlenstaub schwarz, die Arme vor der Brust verschränkt, hielten sie ihre Zigaretten zwischen den Lippen. Als er zum Überholen ansetzte, winkten sie ihm zu. Sie wirkten wie Gestalten aus der Hölle. Ein eiskalter Schauer jagte Heller über den Rücken. Er gab Gas. Osloer Straße, Entlastungsstraße bis zum Landwehrkanal und dann weiter auf dem Waterloo-Ufer. Als wollte er Geistern entkommen. Hinter der Mauer, die in der Sebastianstraße West- und Ost-Berlin trennte, beleuchteten die Scheinwerfer den Todesstreifen, obwohl es schon gut eine Stunde hell war. *Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten*, hatte jemand in der Nacht zuvor auf den grauen Beton gepinselt. Die weiße Farbe war noch nicht trocken.

Heller steckte den Schlüssel in die Haustür der Nummer 85, betrat den Hausflur und zog den Schlüssel von der anderen Seite wieder heraus. Es stank nach Bier und Pisse. Er hatte keine Ahnung, wo genau der strenge Geruch herkam. Vielleicht von einem der Treber, die es sich regelmäßig im Hinterhof gemütlich machten. *Wir müssen hier wegziehen*, dachte er. Aber er wusste auch, wie Paula auf den Vorschlag reagieren würde. *Die Kinder gehen hier zur Schule*, würde sie sagen. *Die haben hier ihre Freunde. Und wo willst du überhaupt hinziehen? In den*

Wedding? Da ist es auch nicht besser. Und Charlottenburg geht auch nicht. Da komm ich mir wie der letzte arme Teufel vor.

Paula lag im Bett und las *Es muss nicht immer Kaviar sein*. Als sie hörte, wie die Wohnungstür leise aufgeschlossen wurde, ließ sie das Buch sinken und lauschte. Sie wusste, was Heller jetzt tun würde. Die Schuhe unter dem Garderobenständer abstellen, die Jacke auf einen Bügel hängen, ins Bad gehen und sich am Waschbecken den Schweiß vom Körper waschen. An den Tönen, die er von sich gab, konnte sie erkennen, dass das Wasser kalt war. Dann hörte sie die Toilettenspülung und kurz darauf wieder das Wasser im Waschbecken. Der Lichtschalter klickte, die Dielen knirschten unter seinen leisen Schritten, und dann stand er vor ihr. Ein müdes Gesicht schaute ihr entgegen. Dunkle Ringe unter den Augen, die Haut grau und matt. Sie wusste, es war zu viel in letzter Zeit. Die Arbeit, die Kinder und jetzt auch noch sie mit dem verdammten Krebs. Aber sie hatte ihm gesagt, dass er sie nicht ins Krankenhaus fahren musste, dass er nicht warten brauchte, bis die Behandlung vorüber war. Es war alles seine Entscheidung.

»Thomas Lieven kocht für seine Freundinnen«, sagte sie und nahm das Buch wieder hoch.

»Wer?«, fragte er und legte sich ins Bett.

»Der Spion hier in dem Buch. Warum kochst du nicht für mich?«

»Weil ich kein Spion bin.«

»Dann kannst du wenigstens Pastis für mich machen.«

»Was ist das denn?«

»Ein Anisschnaps. Thomas hat das Rezept von einer schwarzen Dame in Zizis Haus. Also, pass auf! *Man nehme*

auf einen Liter chemisch reinen neunzigprozentigen Alkohol acht Gramm Fenchelsamen, zwölf Gramm Melissenblätter, fünf Gramm Sternanis, zwei Gramm Koriander, fünf Gramm Salbei, acht Gramm grünen Anissamen. Man lasse die Mischung acht Tage lang im Dunkeln ziehen. Kurz vor dem Filtrieren füge man noch zehn Tropfen Anisessenz hinzu. Zuletzt verdünne man auf einen vierundvierzigprozentigen Alkoholgehalt. Klingt doch ganz einfach, oder?»

Sie kroch zu Heller hinüber und kuschelte sich an ihn. Sie war nackt. Weckte ihn mit ihrem warmen Körper. Ihre Hand wanderte über sein Gesicht zur Brust. Sie zupfte an den Haaren, riss eines aus und legte es sich auf den kahlen Schädel.

»Wie sehe ich aus?«

»Wie Yul Brynner in *Die Rückkehr der glorreichen Sieben*.«

»Du bist ein Schuft.«

Sie schlug ihm auf die Brust.

»Komm, wir haben noch eine Viertelstunde, bevor die Kinder aufstehen müssen«, sagte sie.

Im Frühling hatte Paula erfahren, dass ihre Zusammenbrüche von einem Hirntumor herrührten, der so groß wie eine Pflaume war. Der Krebs musste schon eine Weile da gewesen sein, aber irgendwann hatte er aufgehört zu wachsen. Dann hatten sie festgestellt, dass der Tumor von Metastasen herrührte, die ein anderer Krebs in Paulas linker Brust gestreut hatte. *Es ist äußerst selten, dass einzelne Tumorzellen über den Liquor cerebrospinalis, auch Gehirnwasser genannt, ins übrige Gewebe gelangen und sich dort ansiedeln*, hatte Professor Bauer während des Gesprächs über den onkologischen Befund gesagt. Die unverhohlene Kaltschnäuzigkeit, mit der Bauer beschrieb, was nun zu tun sei, hatte Paula und Heller überrascht. Da Paulas Hirntumor sich ruhig verhielt, wollte Bauer sich um den Brustkrebs kümmern.

Ich muss Ihnen die linke Brust abnehmen, sagte Bauer. *Wie bitte? Niemand nimmt mir eine Brust ab*, hatte Paula ihn angebrüllt. Professor Bauer war daraufhin so sehr zusammengezuckt, dass Heller dachte, er würde im nächsten Moment salutieren. Den rechten Arm recken oder so was in der Art. Immerhin war Bauer schon bei den Nazis aktiv gewesen, als Funktionär der Reichsärztekammer; das hatten zumindest ein paar Studenten der Freien Universität in einem Flugblatt behauptet. *Wenn Sie das nicht wollen, kann ich nichts für Sie tun*, hatte er noch gesagt. Paula war in Tränen ausgebrochen und Heller hatte Bauer daraufhin gedroht, ihn umzubringen, sollte Paula sterben. Einzig die Tatsache, dass er Polizist war, bewahrte Heller vor einer Strafanzeige wegen Nötigung.

Aber dann hatte sich doch eine andere Behandlungsmöglichkeit eröffnet. Seitdem erhielt sie im Kreuzberger Urbankrankenhaus eine Chemotherapie, die den Knoten in ihrer linken Brust zerstören sollte. So oft er konnte, wartete Heller vor der Klinik auf Paula, fuhr sie nach Hause, kaufte Eis und Schokolade, weil sie ununterbrochen Heißhunger auf Süßes hatte. Sie konnte Berge davon essen. Trotzdem nahm sie ab. In der zweiten Woche der Behandlung begannen ihr die Haare auszufallen. Sie musste sich immer wieder übergeben und fühlte sich an manchen Tagen so schwach, dass sie das Bett nicht verlassen konnte.

Inzwischen allerdings schien ihr Körper sich an diese Tortur zu gewöhnen. Sie ging zwar nicht zur Arbeit, aber sie stand morgens pünktlich auf, kümmerte sich um Astrid und Jochen, machte den Haushalt. Wenn es ihr besonders gut ging, marschierte sie zu Bolle und kaufte ein. Abends ging sie früh ins Bett, verschlang ein Buch nach dem anderen und wartete darauf, dass Hel-

ler nach Hause kam. *Lieb Vaterland, magst ruhig sein* und *Alle Menschen werden Brüder* von Simmel hatte sie gelesen, *Vom Winde verweht* dreimal. Es verging kaum eine Nacht, in der sie nicht mit ihm schlafen wollte. Es war, als würde sie dieses wilde, befriedigende Erlebnis so oft wie möglich genießen wollen, bevor sie starb. Sie vermochte, egal wie müde er war, seine Lebensgeister zu wecken. Und Heller verstand es, sie zu befriedigen, als würde er ihren Körper lesen. Jedes Heben des Beckens, jedes Drehen des Kopfes, jedes Atmen. Danach war sie für ein paar Stunden von einer lebensfrohen Energie erfüllt, als sei ein Gott in sie gefahren. Heller konnte damit nicht gemeint sein, weil er anschließend wie ein Stein schlief. Man hätte ihn mitsamt Bett auf den Teufelsberg hochtragen können, er hätte es nicht gemerkt.

Heller nahm Paula in die Arme, drückte sie an sich, als wollte er ihr seine Kraft übergeben. Paula weinte still. Sie wollte nicht sterben. Sie war zu jung. Mein Gott, vierunddreißig. Niemand sollte mit vierunddreißig sterben. Heller hatte geschworen, alles zu tun, damit sie am Leben bliebe. Die besten Ärzte. Vielleicht sogar in Amerika, wo sie bei Krebs schon viel weiter waren. Und falls das Geld nicht reichen sollte, würde er seine Kollegen fragen. Wenn es sein musste, sogar seinen Vater. Aber das wollte Paula nicht. Sie wollte in Berlin bleiben. Bei ihren Kindern und Heller.

Bis es so weit war.

22. Juli bis 9. August 1969

Hartmann war zusammen mit dem Leiter der Referates M, Karl Manteufel, für Punkt zehn Uhr ins Schöneberger Rathaus zum Rapport bestellt worden. Um halb

elf saßen sie immer noch auf einer Holzbank im Flur vor dem Büro des Regierenden Bürgermeisters. Es fühlte sich für Hartmann an, als würde er zum Zahnarzt gehen. Er hatte den Kollegen Jackie Danner am Morgen noch mal zu der Wohngemeinschaft am Wilhelmsruher Damm 124 geschickt. Von Anita Fouqué, einer Mitbewohnerin, hatte Danner erfahren, dass der Besitzer des Kadett, Armin Jonas, mit einer Blinddarmentzündung im Krankenhaus lag. Er würde erst im Laufe des Tages nach Hause entlassen werden. In den vergangenen Tagen hatte er den Wagen an ihren Mitbewohner Klaus Ebert verliehen. Aber wo der zu finden war, konnte Anita nicht sagen. Sie wusste nur, dass Ebert vor vier Monaten von Nürtingen nach Berlin gekommen war und Religionswissenschaft an der Freien Universität in Dahlem studierte. Danner hatte ein Foto mitgenommen, das Ebert zusammen mit Armin Jonas und Anita Fouqué in der Küche der Wohngemeinschaft zeigte. Die Fahndung lief.

Um zehn vor elf wurden sie endlich in das Büro des Regierenden Bürgermeisters vorgelassen.

Die Wände des Zimmers waren mit rotbraunem Holz getäfelt. Rechts stand ein Einbauregal. Links war die Fensterfront. Davor eine Sitzgruppe mit dem Innen senator Kurt Neubauer auf dem Sofa. Er strich sich mit der Hand durch die Haare. Gegenüber der Tür stand ein überraschend freudloser Schreibtisch mit einem ebenso freudlosen Regierenden Bürgermeister Klaus Schütz dahinter. Die Mundwinkel deuteten nach unten. Er putzte seine Brille. An der Wand hinter Schütz schaute der Bundespräsident Heinemann so gelangweilt in den Raum hinein, als habe er das alles schon hundertmal erlebt.

»Wie konnte das passieren, Herr Manteufel?«, seufzte Schütz. »Wie konnte das passieren? Wissen Sie, was das

heißt? Haben Sie die Schlagzeilen der Zeitungen gelesen? Nehmen Sie Platz.«

Er hielt nacheinander *Bild*, *BZ* und *Tagesspiegel* hoch. Überall stand der Mord an Rebecca Hirsch auf Seite eins. Kaum war die Nachricht von der Tat durchgesickert, hatte die Presse zum großen Halali geblasen. Im Abstand von etwa vier Wochen waren drei Frauen vergewaltigt und ermordet worden. Die Verbrechen geschahen jeweils am 20. eines Monats. April, Mai, Juni. Warum immer am 20.? Was war so besonders an diesem Datum? Die Opfer waren alleinstehend, beruflich erfolgreich und zwischen 50 und 55 Jahren alt. Neben dem jeweils ähnlichen Tathergang wies die zeitliche Regelmäßigkeit darauf hin, dass es sich um denselben Straftäter handelte. War Rebecca Hirsch jetzt das vierte Opfer des Serienmörders?

»Es gab doch Drohungen von den linken Krawallmachern gegen Hirsch. Warum haben Sie niemanden vor dem Haus postiert?«, fragte Neubauer.

Auf dem Tisch standen drei Tassen Kaffee und eine Schale mit Keksen, in die Manteufel fleißig seine Hände tauchte, als könnte er dort die Antwort auf die ihm gestellte Frage finden.

»Das haben wir. Aber der mutmaßliche Mörder muss ein Freund der Familie sein.«

Neumann schenkte Kaffee ein. Manteufel dankte und hielt sich an seiner Tasse fest. Starrete auf die tief-schwarze Brühe. Normalerweise trank er mit viel Milch. Aber das Kännchen war leer, und er wagte nicht, darauf aufmerksam zu machen.

»Wieso das denn?«, meldete sich Schütz hinter seinem Schreibtisch. Er nahm den Telefonhörer ans rechte Ohr. Offensichtlich wartete er darauf, dass er mit jemandem verbunden wurde.

»Rebecca Hirsch hat den Mann bereitwillig ins Haus

gelassen«, erklärte Hartmann. »Laut Protokoll des diensthabenden Beamten haben die beiden sogar miteinander getanzt.«

»Wer? Die Hirsch und der Beamte?«, fragte Schütz.

»Die Hirsch und der Mörder«, antwortete Hartmann.

»Sagen Sie nicht, dass das stimmt, was in den Zeitungen steht, dass wir es hier mit einem Serienmörder zu tun haben«, stöhnte Neubauer.

»Das wissen wir noch nicht. Bisher ist nur bekannt, dass dieser Mörder Klaus Ebert heißt und aus Nürtingen stammt. Der Wagen, mit dem er geflohen ist, gehört einem Armin Jonas.«

»Hat der auch damit zu tun?«

»Eher nicht. Er liegt mit Blinddarm im Martin-Luther. Von einer Mitbewohnerin von Jonas wissen wir, dass Ebert Religionswissenschaft an der FU studiert.«

»Und Sie vermuten, dass dieser Ebert auch der Mörder der anderen drei Frauen ist?«, fragte Neubauer. Er nickte, als wolle er nur eine einzige mögliche Antwort hören.

Hartmann sah zu Manteufel hin. Als von da keine Antwort kam, blieb er vage. Es war ja bekannt, was sie im Rathaus hören wollten. *Es gibt keine Probleme. Und wenn doch, werden die bitte schnell gelöst.* Sie fürchteten sich vor Ungewissheiten, weil sie wussten, dass die stets in Abgründe führten.

»Das lässt sich jetzt noch nicht mit Bestimmtheit sagen.«

»Was ist mit dieser Louise Mackenzie?«, fragte Schütz.

»Die wohnt bei den Hirschs und ist nach Hause gekommen, als Rebecca Hirsch schon tot war.«

»Und Hirsch?«

»Er ist noch später heimgekehrt. Als wir schon da waren.«

»Hat er gesagt, wo er war?«

»Nein.«

»Er hat nicht gesagt ...«

»Bis jetzt noch nicht.«

Schütz und Neubauer schauten einander erstaunt an.

»Das heißt, er könnte ...«

Schütz sprach den Satz nicht zu Ende. Sie wussten auch so, was gemeint war. Wenn Joachim Hirsch erst gegen Morgen nach Hause kam, stellte sich die Frage, wo er vorher gewesen war. Und ob es einen Zusammenhang zwischen seiner Abwesenheit und dem Mord an seiner Gattin gab. Es wurde immer schlimmer. Schütz blickte auf die Matrjoschka rechts auf seinem Schreibtisch. Eine hölzerne Puppe, die sich öffnen ließ und in deren Innerem sich eine weitere Puppe befand und in deren Innerem sich noch eine Puppe befand und so weiter. Bis zur letzten und kleinsten, die aus massivem Holz war.

»Die Ehe soll nicht sehr glücklich gewesen sein«, sagte Neubauer.

Schütz hielt die Sprechmuschel des Telefons zu.

»Sie müssen herausfinden, wo er war, meine Herren. Aber mit Taktgefühl. Ich will nicht, dass Galinski sich beschwert, weil wir ein honoriges Mitglied der Jüdischen Gemeinde bedrängen.«

Hartmann nickte. Es war selbstverständlich, dass sie Hirsch vernehmen würden. Auch mit Taktgefühl, wenn es nötig war.

»Und Sie hängen bitte nicht an die große Glocke, dass die Hirsch jüdisch ist. Vielleicht ist dieser Ebert doch ein Linker. Mir persönlich wäre das am liebsten«, meinte Neubauer.

»Haben Sie schon eine Ahnung, wo dieser Ebert steckt?«, fragte Schütz.

»Nein«, sagte Hartmann. »Aber die Fahndung läuft. Wir verteilen Handzettel mit einem Foto von ihm.«

Eine Stimme im Telefonhörer forderte Schütz' Aufmerksamkeit.

»Ja?«

Er hielt die Sprechmuschel zu, hob den Hörer demonstrativ in die Höhe und verdrehte die Augen.

»Galinski. Auf hundertachtzig.«

Heinz Galinski. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in West-Berlin. Der heimliche Regierende Bürgermeister, wie es hinter vorgehaltener Hand hieß. Neubauer schickte die beiden Polizisten mit einem Kopfnicken aus dem Raum.

Auf dem Weg zum Wagen schimpfte Hartmann wie ein Rohrspatz.

»Können Sie mir mal sagen, wieso wir hier antanzen mussten. Das hätten wir alles auch am Telefon klären können.«

Er hasste das Rathaus. Bürokraten, die ohne Institution nicht leben konnten und die befördert wurden, bis sie die Stufe der absoluten Unfähigkeit erreicht hatten. Von der Auslage des Kiosks an der Ecke Badensche Straße winkte ihnen die *Bild* mit einem Foto von Klaus Ebert auf der Titelseite zu. Manteufel zahlte 15 Pfennig, überflog den Text, dann reichte er Hartmann die Zeitung. Reporter hatten herausgefunden, dass man an der FU noch nie einen Klaus Ebert gesehen hatte.

»Also doch ein Linker?«, fragte Hartmann.

»Oder ein Nazi, der meint, dass Hitler nicht gründlich genug war«, bemerkte Manteufel lakonisch.

Louise hatte zwei Koffer gepackt. In einem war ihre Wäsche, in dem größeren ihre Bücher, ihre Reiseschreibmaschine und der erste Entwurf ihrer Diplomarbeit.

Außerdem ein Joint, den sie aus der Wielandstraße mitgebracht, aber vergessen hatte zu rauchen. In den Wochen im Haus ihrer Tante war sie fleißig gewesen. Einfach weil es keine Ablenkung gab. Niemand hatte sie zu Partys, Konzerten oder Demos geschleppt, niemand war mit einer Haschpfeife aufgekreuzt. Wochenlang kein einziger LSD-Trip. Aus der Wielandstraße auszuziehen war die richtige Entscheidung gewesen. Aber jetzt konnte sie nicht länger in der Wohnung ihrer Tante bleiben.

Jedes Mal, wenn sie ins Wohnzimmer kam, sah sie Rebecca auf dem Teppich liegen. Sie hatte seitdem kaum geschlafen, weil sie auf jedes Geräusch achtete, war nachts mehrmals aufgestanden, um nachzuschauen, ob jemand im Haus war. Wer war der Kerl? Auf was hatte das Schwein gewartet? War er doch einer von den Genossen? Oder war der Kerl der gesuchte Serienmörder? Oder hatte der Mord mit einem dubiosen Vertrag zu tun, von dem Rebecca erzählt hatte? Weswegen Joachim häufiger nach London geflogen und jedes Mal wütend zurückgekommen war? Hing das alles irgendwie mit dem Familiengeheimnis zusammen, das Rebecca angedeutet hatte? Das musste sie herausfinden. Immerhin ging es um ihre Familie. Ja, ihre Familie. Es war auf einmal *wir gegen die anderen*. Wobei ihr noch nicht klar war, wer *die anderen* sein sollten. Auf alle Fälle fühlte sie sich als Teil ihrer jüdischen Familie.

Dabei hatten der Glaube und all die jüdischen Feiertage für sie nie eine große Rolle gespielt. Während ihrer Kindheit hatte sie zwar ein paarmal zusammen mit ihrer Mutter zu Pessach und Jom Kippur in Boston die Synagoge besucht, doch das war es auch schon gewesen. Ihre Bat Mitzwa hatten sie ausfallen lassen. Ihr Vater war Atheist und schimpfte auf die Idioten, die ernst-

haft glaubten, dass ein Gott ihre Geschicke lenken würde. Aber hier ging es nicht um Gott. Es ging um ihr Volk und eine Geschichte, die gerade fünfundzwanzig Jahre zurücklag. Sie beschloss, die Suche nach dem Mörder nicht allein der Polizei zu überlassen. Vor allem nicht der deutschen.

Als sie jetzt an die Tür zum Arbeitszimmer ihres Onkels klopfte, hörte sie, dass er telefonierte. Sie wartete, bis er sie hereinbitten würde. Erst nachdem sie im März von dem Besuch bei ihren Eltern in den USA zurückgekommen war, hatte sie ein wirkliches Verhältnis zu ihrem Onkel und ihrer Tante aufgebaut. Und schließlich hatten sie ihr vor drei Monaten großzügigerweise angeboten, vorübergehend bei ihnen einzuziehen, als es ihr in der Wielandstraße zu viel geworden war.

Anfang Januar war sie in die USA geflogen. Von Berlin mit der Pan Am nach Frankfurt am Main. Anschließend nach New York und von dort mit dem Zug nach Boston. Einen Monat hatte sie es bei ihren Eltern ausgehalten, dann war ihr das Schweigen auf die Nerven gegangen. Ihr Vater vögelte seine Studentinnen, ihre Mutter hing an der Flasche. Keiner von beiden sprach darüber. Es war wie ein Theaterstück von Tennessee Williams, wie *Die Katze auf dem heißen Blechdach*. Das eine Ich fraß das andere Ich auf. Drei Tage vor ihrer geplanten Weiterreise nach Kalifornien hatte sie sich mit ihrer Mutter gründlich zerstritten. Ihre Mutter hatte sie gefragt, wie sie als Jüdin im Land der Mörder leben könne. Wieso sie ihre jüdische Herkunft verleugne, wieso sie, wenn sie schon in Berlin lebe, ihre Tante Rebecca nur ein einziges Mal besucht habe.

Louise hatte darauf keine Antwort gewusst, außer ihre Tasche zu packen und zu gehen. Sie war von Boston nach Berkeley getrampt. Von Freunden hatte sie die

Adresse einer Kommune in Haight-Ashbury erhalten, in der auch die Grateful Dead manchmal rumhingen. Es war eine einzige Party. Man gammelte rum, hörte Musik, fädelte Perlen auf, aß etwas, schwamm im Pool eine Runde und wenn man jemanden traf, der sympathisch war, suchte man sich ein Bett. In der Zeit hatte sie auch Bekanntschaft mit Carlos Castaneda gemacht. Wie in den *Lehren des Don Juan* wollte sie unbedingt den Weg des Herzens gehen, um als Kriegerin ihr Bewusstsein zu erweitern und ihre Lebensenergie besser zu nutzen. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit ablegen und den Spiegel der Selbstbetrachtung zerbrechen, um den wirklichen Kontakt zu sich selbst und zu anderen nicht weiter zu behindern. Aber nach ein paar Bissen von getrocknetem Peyote war sie auf einen zwölfstündigen Trip geraten, der sie durch die komplette Hölle ihrer amerikanischen Oberschichtskindheit geführt hatte. Irgendwann war ihr der egomanische Selbsterfahrungstrip der Hippiekommune auf die Nerven gegangen. Das ewige Betteln und Verticken von Stoff war kein Plan für eine Zukunft. Also hatte sie sich wieder nach Berlin aufgemacht.

»Komm rein.«

Das Telefonat war beendet, und ihr Onkel hatte einen hochroten Kopf. Offensichtlich hatte er sich über den Anrufer aufgeregt.

»Setz dich.«

Sein Blick huschte an ihr vorbei in den Flur. Dorthin wo die Koffer standen.

»Du ziehst aus?«

»Tut mir leid, aber ich komm' hier auf den totalen Horror.«

Hirsch erhob sich, räumte ziellos ein paar Bücher um. Louise sah ihm dabei zu. Sie ahnte, dass er eine

Beschäftigung brauchte, um sich abzulenken. Um nicht dauernd daran zu denken, dass seine Frau tot war.

»Hat dich die Polizei schon verhört?«, fragte Louise.

»Sie haben sich heute Nachmittag zu einem Besuch in der Synagoge angekündigt.«

Hirsch nahm einen Lappen und wischte nicht existierenden Staub von der Schreibtischlampe.

»Hast du eine Ahnung, wer Rebecca umgebracht hat?«, fragte Louise.

»Nein. Aber das ist auch nicht wichtig.«

Seine Antwort war harsch und knapp. Louise wunderte sich. Warum wollte er nicht wissen, wer der Mörder war?

»Wieso sagst du das? Natürlich ist es wichtig. Der Mörder muss doch geschnappt werden.«

»Und dann? Sie werden ihn ins Gefängnis stecken. Meinst du, das ändert irgendwas?«

Er nahm das Flugblatt, auf dem ihm mit einem Bombenanschlag gedroht wurde, und hielt es Louise hin. Sie wollte es nicht nehmen, hob abwehrend die Hände, als würde sie sich sonst schuldig machen.

»Ich kenne den Scheiß«, sagte sie. »Aber das war keiner von uns.«

»Bist du da so sicher? Hat nicht einer von deinen Freunden gesagt, die Deutschen müssten ihren Judenknox überwinden, damit ihnen endlich bewusst wird, dass die Israelis die neuen Nazis sind?«

»Ja. Das war Kunzelmann. Der ist ein Irrer. Und die ganze Zeit zugedröhnt.«

»Ob der oder ein anderer, das macht keinen Unterschied. Wir Juden werden zu allen Zeiten gehasst, Louise. Von links und rechts. Von Christen und Moslems. Überall in der Welt. Wenn man uns gerade mal nicht hasst, dann nur, weil man mal eine Pause braucht. Wie

nach einem fetten Essen. Du weißt doch, was Zvi Rix gesagt hat, die Deutschen werden uns Auschwitz niemals verzeihen.«

Er nahm das Flugblatt und legte es in einen Aktendeckel.

»Das hier ist erst der Anfang. In ein paar Jahren geht es wieder richtig los, Louise. Du wirst sehen.«

Louise spürte, wie verzweifelt ihr Onkel war. Und das war er nicht erst seit Rebeccas Tod. Schon seit Wochen verkroch er sich jedes Mal nach dem Abendessen in sein Arbeitszimmer und kam nicht vor Mitternacht heraus.

»Ist es nur das?«, fragte Louise. »Rebecca hat vor zwei Wochen so komische Andeutungen gemacht, dass es ein Familiengeheimnis gäbe und dass du deswegen dein halbes Leben in der Synagoge verbringst und dass es einen Skandal gäbe, wenn es rauskäme.«

Hirsch hielt inne. Sein Körper straffte sich, als wollte er sich aus seinem Fatalismus herausstrecken.

»Was hat sie dir da erzählt?«

»Nicht viel. Nur was von einem Haus am Augustaplatz.«

Hirsch nickte und schwieg.

»Es geht wohl um ungeklärte Besitzverhältnisse«, tastete Louise sich langsam vor. »Deshalb bist du häufig in London.«

»Ich bin auf der Suche nach einem Dokument, das belegt, dass unser Haus am Augustaplatz während des Krieges nur pro forma verkauft wurde.«

Schweigen. Mehr wollte ihr Onkel nicht erzählen. Irgendwas war da seltsam.

»Und du klagst gegen denjenigen, der sagt, es gibt keinen solchen Vertrag, und ihr kriegt deswegen das Haus nicht zurück?«

Diese Informationen hatte Louise von ihrer Tante.

»Der Mann heißt Christhardt Buchwald.« Joachim Hirschs Stimme klang bitter.

»Hast du den Vertrag gefunden?«

Hirsch zögerte mit einer Antwort. Vielleicht ahnte er schon, worauf das Gespräch hinauslief.

»Nein.«

»Aber irgendwo existiert dieser Vertrag, oder?«

»Ja.«

»Ist dieser Buchwald das Haus los, falls du ihn findest?«

»Vermutlich.«

»Wie alt ist er?«

»Wer?«

»Buchwald.«

»Ein Jahr älter als ich.«

Einen Moment hatte sie geglaubt, Buchwald könnte der Mörder sein. Aber der Mann, den sie hier im Haus angetroffen hatte, Ebert hieß er, war wesentlich jünger gewesen. Damit war ihre Idee, dass der Mord an ihrer Tante mit dem Vertrag zu tun haben könnte, erst einmal hinfällig geworden. Doch dann dachte sie, dass es noch eine andere Möglichkeit gab.

»Hat er Kinder? Vielleicht einen Sohn?«

»Ich verstehe nicht, worauf du hinauswillst.«

»Was ist mit Klaus Ebert? Hast du den Namen schon mal gehört?«

»Nein. Du musst aufhören, solche Fragen zu stellen, Louise. Das ist die Aufgabe der Polizei.«

Hirsch blickte auf die Uhr. Wechselte die Stimmung, als ob es dafür einen Schalter in seinem Gehirn gäbe. Er lächelte angestrengt.

»Ich muss los. Komm doch die Tage mal wieder vorbei. Oder wir treffen uns am Ku'damm. Oder wo auch immer du willst.«

Flüchtig küsste er sie auf die Stirn, verließ das Arbeitszimmer. Sie hörte, wie er seine Schuhe anzog. Kurz darauf kam er noch mal zurück.

»Schließ bitte ab und wirf den Schlüssel in den Briefkasten«, sagte er und hatte schon die Wohnungstüre hinter sich zugezogen.

Wenn der Vertrag, der die Pro-forma-Überschreibung bewies, tatsächlich irgendwo existierte, hatte Buchwald ein Motiv, dachte Louise. Sie sah sich in dem Arbeitszimmer nach Unterlagen zu diesem Vorgang um und fand tatsächlich den entsprechenden Ordner.

Und vielleicht hatte Buchwald auch einen Sohn. Oder mehrere. War Klaus Ebert einer von ihnen? Und was davon war das Familiengeheimnis, von dem Rebecca gesprochen hatte? Eine seltsame Erregung erfasste Louise. Es fühlte sich erotisch an. Oder wütend? Vielleicht beides. Auf alle Fälle wusste sie, dass sie das ominöse Familiengeheimnis entdecken und den Mörder ihrer Tante finden musste.

Bevor sie das Haus verließ, nahm sie aus dem Arbeitszimmer die Pistole und ein Päckchen Patronen mit. Ihr Onkel wusste ohnehin nicht, wie man das Ding benutzte.

Der Mörder hieß also nicht Armin Jonas, sondern Klaus Ebert. Er studierte angeblich Religionswissenschaft an der FU in Dahlem, war in dem Fachbereich aber nie gesehen worden. Er kam aus Nürtingen, hatte den Kriegsdienst verweigert. Mehr wusste Heller nicht über ihn. War er katholisch? War er einer von der Sorte, denen es verboten war, mit Frauen zu schlafen? Mercier hatte ihm erzählt, dass die katholischen Priester es stattdessen miteinander trieben. Aber Ebert studierte Religionswissenschaft, nicht Theologie. Er war kein Pries-

teranwärter. Mercier hatte das Einwohnermeldeamt Nürtingen angeschrieben und um Amtshilfe gebeten.

Heller holte die Akten zu den drei Frauenmorden vom April, Mai, Juni aus dem Schrank. Die Fälle hatten eindeutige Parallelen. Drei Mal war es zu sexuellen Handlungen gekommen. Am 20. April war Margit Bresser, Besitzerin eines Restaurants in der Motzstraße, vergewaltigt und ermordet worden. Am 20. Mai Hilde Jung, stellvertretende Verwaltungsleiterin an der Technischen Universität, das gleiche Tatmuster. Am 20. Juni Anita Voigt, eine bekannte Rechtsanwältin, ebenso. Alle drei Frauen waren in der Nähe des Teufelsbergs gefunden worden, abgelegt auf dem Schuttplatz. Aber das war nicht der Ort, an dem sie ermordet worden waren. Die eigentlichen Tatorte hatten sie bisher nicht finden können. Bresser, Jung und Voigt waren in Rebecca Hirschs Alter, aber geschieden. Bei der verheirateten Rebecca Hirsch gab es Gerüchte, dass die Ehe unglücklich war und nur noch von Konventionen zusammengehalten wurde. Bloß ein Zufall? Laut dem Bericht von Dr. Kemper aus der Rechtsmedizin war Rebecca zwischen halb zwei und zwei Uhr morgens verstorben. *Der Tod ist durch Sauerstoffentzug eingetreten. Anzeichen dafür sind Würgemale am Hals und Brüche von Zungenbein und Kehlkopf. Obwohl das Opfer keine Unterwäsche getragen hat, können sexuelle Handlungen wie das vaginale oder anale Eindringen prä oder post mortem nicht festgestellt werden. Gez. Dr. Kemper, Rechtsmedizinisches Institut der Freien Universität.*

Keine sexuellen Handlungen. Heller legte die Akten beiseite, zündete sich eine HB an, ging zum Fenster. Er trug einen Tweedanzug aus hellbraunem Stoff. Feste braune Schuhe. Ein weißes Hemd, die dunkelrote Krauwatte hatte er gelöst, den oberen Knopf des Hemdes

ebenso. Seit er mit Paula verheiratet war, rasierte er sich jeden Tag, selbst wenn er keinen Dienst hatte. Sie hatte sich beschwert, weil sie beim Küssen rote Flecken im Gesicht bekam. Und auch an der Innenseite der Schenkel.

Er musste seinen Blick aus der Enge des Büros befreien. Nicht immer auf den ausgetretenen Pfaden denken. Jemand hatte gesagt, dass man Probleme niemals mit derselben Denkweise lösen kann, durch die sie entstanden sind. Eine Amsel schaute ihn aus dem Baum direkt vor dem Fenster neugierig an. Als er das Fenster öffnete, blieb sie sitzen, als würde sie auf eine Antwort warten.

Zugegeben, eine Verbindung zwischen Rebecca Hirschs Tod und den Morden an den anderen drei Frauen herzustellen war gewagt. Auch wenn Schütz und Neubauer noch so sehr darauf setzten, um die Kuh so schnell wie möglich vom Eis zu kriegen. Aber vielleicht war Klaus Ebert ja auch kein Freund der Familie. Vielleicht war er nur ein Freund von Rebecca Hirsch. Ein Liebhaber. Vielleicht hatte sie ihn irgendwo kennengelernt? Im *Café Keese*, wo die anderen Frauen sich auch gelegentlich aufgehalten hatten? Rebecca musste gewusst haben, dass ihr Mann erst gegen Morgen nach Hause kam. Sie hatte Ebert empfangen, und dann war etwas passiert, das zu ihrem Tod geführt hatte. Ein energisches Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken.

»Ja?«

Heller drehte sich zur Tür. Barbara Grimm kam herein. Sie war einen Monat lang nicht im Büro gewesen. Ihm fiel sofort auf, dass sie beim Zahnarzt gewesen sein musste. Jedenfalls standen ihre Zähne nicht mehr wie Waffen aus ihrem Mund heraus. Er wollte es erwähnen,

behielt den Kommentar aber lieber für sich. Vielleicht mochte sie es nicht, dass man sie darauf ansprach.

»Was schauen Sie so? Ich war beim Friseur«, sagte Frau Grimm.

»Ja. Steht Ihnen gut.«

»Und zu meinen Zähnen sagen Sie nichts?«

Sie grinste, und Heller fühlte sich ertappt.

»Hat alles die Kasse bezahlt. Wieso gehen Sie nicht ans Telefon?«

Heller sah zu seinem Apparat hin.

»Sie sollen den Hörer nicht danebenlegen. Ich muss jedes Mal hier hoch in den zweiten Stock laufen. Die Forstverwaltung hat angerufen. Sie haben einen Opel Kadett gefunden.«

»Wo?«

»Waldgelände Frohnau. Hubertusweg. Mercier wartet schon unten auf Sie.«

Mercier war der Älteste in der MI. Niemand konnte sich erinnern, wann er in die Keithstraße gekommen und wo er davor gewesen war. Er war klein und hatte runde Schultern. Das Beste an ihm war der Blick, mit dem er Verbrecher erkannte, als hätten sie eine schwarze Aura. Die Feuerwehr zog gerade ab, als sie in dem Waldgelände ankamen. B-XU 354. Es war der Wagen, der in der Mordnacht vor dem Haus Hirsch gestanden hatte. Die Scheiben waren geborsten, die Sitze bis auf das Metallgestell abgebrannt. Das Armaturenbrett und die Innenverkleidung geschmolzen. Auf dem Fahrersitz saß in sich zusammengefallen der Rest dessen, was mal ein Mensch gewesen war. Die Haut schwarz verkohlt. Keine Haare, keine Ohren, keine Augen. Die Zähne lagen frei, der linke Arm ragte grotesk verdreht vom Körper ab. Die linke Hand war nach oben gestreckt, die